

# Der Gesellschafter.

Den 11. Dezember

Beilage zum Nagolder Intelligenzblatt.

1848.

## Württembergische Chronik.

In der Kammer Sitzung am 7. Dez. brachte Staatsrath Duvernoy einen Geseg-Entwurf ein, welcher verschiedene Abänderungen in der Gemeinde-Ordnung trifft, mit einem Vortrage von demselben begleitet war, und von der Kammer durch wiederholtes Bravo freudig begrüßt wurde, denn er erfüllt mehrere Jahre lang gehegte und bis jetzt unerfüllt gebliebene Volkswünsche. Er hebt die Wählbarkeitsrechte über alle Gemeinde-Angehörigen ohne Ansehen des religiösen Glaubensbekenntnisses oder eines Dienstbarkeits-Verhältnisses aus; führt die geheime Stimmabgabe ein, so daß Jeder, ohne Furcht vor Anfeindung oder Verfolgung frei wählen kann, da Niemand erfahren kann, wen er gewählt hat; schafft die Lebenslänglichkeit der Gemeinderathsstellen ab, führt aber dagegen eine längere als die zweijährige Amtsdauer ein; verbietet für die Zukunft die Verbindung von Gemeinde-Nebenämtern mit Gemeinderathsstellen, und zieht Kaputalien, Befoldungen und Pensionen nur zu den Gemeindelasten bei, zu welchem durch das eben in Beratung befindliche Geseg über Ausdehnung des Amts- und Gemeinde-Verbands über sämtliche Theile des Staatsgebiets die bisher exemten ritterschaftlichen, standesherrlichen, königlichen und Staatsgüter gleichfalls beigezogen werden. — Zugleich wurde ein Nachtrag verheßen, durch welchen die Ortspolizei an die Städte Stuttgart und Tübingen zurückgegeben werden soll. Das ganze Land wird dieses Geseg freudig begrüßen.

## Tages-Meinigkeiten.

Im Badischen hat ein großer Polzeikampf gegen die Presse begonnen. Die Verfolgungen sind an der Tages-Ordnung, wie in Frankreich zur Zeit Ludwig Philipp, nur noch etwas verschärft mit Windischgräzismus und Brangelerei. Die „Seeblätter“ sind unterdrückt, nachdem drei Redakteure nach einander eingestekt sind. Die „Mannh. Abendztg.“ ist wiederholt mit Beschlagnahme belegt worden und ihr Redakteur seit Kurzem erst dem Gefängniß entronnen. Auch wurde die „Oberhein. Ztg.“ mit Beschlagnahme belegt und ihr Verleger erireut sich noch nicht sehr lange der Freiheit wieder, welcher er in Folge der Freiburger Vorfälle unschuldiger Weise beraubt worden war.

Die französischen Behörden haben der badischen Regierung die Anzeige gemacht, daß sich an der Gränze starke Freischaarenkorps bilden, sie möge sich also darnach richten.

Ueber *Sirius* erzählt man, daß er mit dem angegrinsten Kleiß sich mit der Bearbeitung einer allgemeinen Geschichte beschäftigt und zu dem Ende mit allen Hülfsmitteln versehen wird, die er wünscht. Er ist in seinem Gefängniß mit ganzen Stößen von Büchern umgeben. Nebenbei korrespondirt er fleißig mit seiner Frau, welche in Freiburg gefangen sitzt.

Am 4. Dezember hat in Kassel das öffentliche

Schlußverfahren über die bei den blutigen Ereignissen vom 8. und 9. April in Kassel theilhaftigen Gardedukorps begonnen. Ein zahlreiches Publikum hatte sich eingefunden. Das Gericht bestand aus zehn Richtern, einem Oberst, drei Oberstlieutenants, drei Majors und drei Rittmeistern. Die 41 Angeklagten, darunter fünf Offiziere, saßen in Uniform dem Gerichte gegenüber.

In Mainz sind einige Cholerafälle, erwiesenermaßen durch einen von Rotterdam Hergereisten eingeschleppt, vorgekommen.

Der oldenburgische Landtag hat die Civilliste des Großherzogs auf jährlich 100,000 Thaler und die des Erbgroßherzogs auf jährlich 15,000 Thaler festgesetzt. Zugleich hat er ausdrücklich erklärt, daß er bis jetzt die Verpflichtung, an die großherzoglichen Descendenten und Seitenverwandten ferner Apanagen zu zahlen, nicht anerkannt habe. Man ist auf die Erklärung des Großherzogs, der 180,000 Thaler forderte, sehr gespannt.

Jetzt liegt die Absicht der preussischen Regierung auch für die vollends klar vor Augen, welche noch nicht haben. Der Staatsanzeiger vom 6. Dez. enthält eine Verfassungs-Urkunde für den preussischen Staat. Derselben voraus geht eine Verordnung des Königs, worin derselbe die Ueberzeugung ausspricht, daß das große Werk, zu welchem die Nationalversammlung berufen, mit derselben ohne Verletzung der Würde der Krone nicht mehr länger fortgeführt werden könne. Es verordnet derselbe daher die Auflösung der Versammlung. Also man fürchtet sich vor der Verfassung, durch die Stände gemacht (natürlich weil diese Adel und Orden abschaffen u. s. w.), der König wollte eine haben — aus Gnaden und nach allerhöchstem Wohlgefallen!

Die „Kölnische Zeitung“ schreibt über die Erlolge Gagerns in Berlin: Gagern wollte erkunden, in wie weit der König von Preußen persönlich geneigt sey, an die Spitze der deutschen Angelegenheiten zu treten. Der König lehnte entschieden ab, auf die Bedingungen einzugehen, unter denen man in Frankfurt geneigt zu seyn scheint, ihn auf den Thron eines neuen deutschen Reiches zu setzen. Er erklärte außerdem noch, nie anders an die Spitze des deutschen Reichskörpers treten zu wollen, als unter unbedingter Zustimmung der gesammten übrigen Reichsfürsten.

Ein Geschenk von zehn Friedrichsdor, welches Braugel in die Krankenkasse des Maschinenbauvereins gab, wurde von dem Verein nicht angenommen, sondern wieder zurückgeschickt.

Am 5. ist der König in Berlin eingetroffen. Die Verhaftungen sind seit einiger Zeit eingestellt. An der Tagesordnung sind jetzt die Ausweisungen. Diese Maßregel wird in solcher Ausdehnung gehandhabt, daß es nöthig geworden ist, Ausweisungformulare drucken zu lassen. Den Mißliebigen wird eine gedruckte Ordre zugefertigt: „Der

— hat heute die Anweisung erhalten, die hiesige Residenz und deren Umgebung im Umkreise von 2 Meilen binnen 24 Stunden bei Vermeidung der Verhaftung zu verlassen. Dieß wird ihm behufs seiner Reise nach — hierdurch bescheinigt. Königl. Polizeipräsidium."

Wie die Steuerverweigerung von den unteren Volksklassen aufgenommen wird, zeigen die Excesse in der Pöfenschen Stadt Meseritz. Am 23. November erregten die Arbeiter vom Magistrat die Aufhebung der Weib- und Schlachtsteuer. Als diese gewährt war, begannen sie dieselbe zu feiern, und zogen dann Abends betrunken in starken Trupps von Laden zu Laden, forderten Schnaps, Brod und Wärtle ohne Geld, und wo diese Forderungen verweigert wurden, gab es zerbrochene Fenster. Zuletzt mußte die Bürgerwehr mit dem Bajonnet die Haufen auseinander treiben.

In Wien ist das große Tagesereigniß, wie natürlich, die Abdankung des Kaisers Ferdinand. Sein letzter Regierungsakt war die Volljährigkeits-Erklärung seines Nachfolgers, einer der ersten des neuen Kaisers war die Ernennung des Barons Culmer, vertrauten Freundes des Banus Jellačić und früheren Vermittlers zwischen demselben und dem Kriegsminister Latour, zum Minister ohne Portfeuille mit Sitz und Stimme im Ministerrathe — eine Concession an die slavische Partei. Unter den vielen Vermuthungen, welche sich an die Abdankung des Kaisers Ferdinand knüpfen, scheint die wahrscheinlichste die, daß der Entschluß des Kaisers hauptsächlich wegen der Verwicklungen mit Ungarn beschleunigt wurde. Er konnte, so heißt es, sich nicht dazu verstehen, seine zu Gewährleistung der ungarischen Freiheiten geleisteten Eide zu brechen. Andererseits wird bemerkt, daß schon seit den Märztagen eine gewaltige Partei, an deren Spitze die Erzherzogin Sophie (die Mutter des jetzigen Kaisers) auf die Abdankung Ferdinands hingewirkt habe. Die Eltern des Kaisers, Erzherzog Franz Karl und die Erzherzogin Sophie, werden sich sammt ihrer Familie nach München begeben. Man versichert, daß hierdurch dem bestimmt ausgesprochenen Wunsche des jungen Kaisers willfahrt werde, da er frei von allen Einflüssen beim Antritt seiner Regierung seyn wolle.

In Wien erwartet man die Ankunft des neuen Kaisers auf den 7. Dezember. — Ein Manifest an die Ungarn, worin Franz Joseph I. seine Thronbesteigung verkündigt und sie auffordert, auf die Bahn der Geseßlichkeit zurückzukehren, wird unmittelbar erwartet. Die militärischen Operationen gegen Ungarn wurden deshalb vorläufig eingestellt. — Viele nehmen es als eine gute Vorbedeutung, daß der Kaiser sich Franz Joseph nennt und nicht Franz II. Einige der öffentlichen Meinung längst mißliebige Hofbeamte haben bereits ihre Entlassung erhalten.

Die Wiener haben auch unter der militärischen Gewalttherrschaft ihren guten Humor nicht verloren. So schreibt ein Korreisp. der D. Z.: „An öffentlichen Orten bemerkt man jetzt viele Leute mit einem weißen Kreidestrich auf dem Rücken — es ist dieß eine schweigende Uebereinkunft, um die Polizeispionen zu bezeichnen, ohne daß man das bekannnte: „Naderer da!“ auszusprechen braucht. Wer ein solches Individuum zuerst bemerkt, applicirt ihm aus christlicher Fürsorge für das Leben und die Freiheit seiner Mitbürger — einen Kreidestrich als Ausrufungszeichen!"

Am 2. d. fand zwischen den kaiserlichen Truppen und den Ungarn ein ziemlich lebhaftes Gefecht bei Angern statt. Es endigte mit dem Rückzug der Ungarn, nachdem sie von den Auen der March abgeschnitten und im Rücken angegriffen worden waren. Sie sollen auf diesem Rückzug in der Verwirrung unter sich selbst geschossen, und bedeutenden Verlust erlitten haben. Der Verlust der Kaiserlichen wird von der Wiener Zeitung auf 40 Verwundete angegeben.

Die Zahl der bombardirten Städte hat sich abermals um eine vermehrt; es ist Klausenburg, die Hauptstadt der Ungarn in Siebenbürgen, welche am 20. d. M. vom General Wardener bejohoffen und mittelst Kapitulation eingenommen wurde. In der ersten Nacht sollte sie von den Ungarn überrumpelt werden, allein die Besatzung war auf der Hut und schlug den Angriff des Feindes zurück, den sie auch verfolgte und ihm einen bedeutenden Verlust an Todten und Verwundeten beibrachte. Klausenburg soll arg mitgenommen worden seyn und hat viel durch Feuer und Schwert gelitten. Ein Reisender berichtete, daß es einem Schutthaufen gleiche.

Ueber das Entkommen des Papstes schreibt man aus Rom: Der bayerische Gesandte, Graf Spaur, welchen der bedrängte Kirchenfürst in den Tagen der Krisis ins Vertrauen gezogen hatte, war bereits am Morgen des 24. von hier abgereist und hielt in Gallora, einem einsamen Jesuitenkonvent zwischen Albano und Ariccia, Postpferde zur Weiterreise nach der neapolitanischen Gränze bereit. Abends spät hüllte sich der Papst in einen Kardinalsmantel ein und setzte sich in einen der bereitstehenden Wagen, welcher ihn nach Giardino Colonna brachte, von wo er zu der Wohnung des französischen Botschafters hinabstieg. Nach kurzem Aufenthalt stieg er in einen Wagen, welcher ihn nach Gallora brachte, wo der bayerische Gesandte seiner harrete, sich selbst in einen Pelz gehüllt auf den Boden setzte und den heiligen Vater wohlbehalten über Terracina nach Gaeta brachte.

In Rom sind etwa acht Kardinäle zurückgeblieben, was ihnen vom Volke hoch angerechnet wird; sie haben Demonstrationen erhalten. Heftig getadelt wird das Betragen der römischen Fürsten, die den Papst im Stich gelassen haben und bis auf wenige flüchtig geworden sind. Der Papst soll in Gaeta ein Breve erlassen haben, wodurch Alles seit dem 16. November in Rom Geschehene für null und nichtig erklärt wird.

Briefe aus Neapel berichten, daß der Papst Gaeta verlassen und sich nach dem Monte Cassino begeben hat, wo sich nun auch die Kardinäle versammeln. Dieselben Briefe erwähnen als Gerücht, das bayerische Gesandtschaftsbaus in Rom sei von dem Pöbel geplündert und verbrannt worden, weil der bayerische Gesandte nebst dem französischen der eifrigste Beförderer der Flucht des Papstes gewesen sey.

Paris, den 5. Dezember. Es bestätigt sich vollkommen, daß der Papst sich nach Malta, nicht nach Frankreich begibt. Der heilige Vater hat sogar nur den Fall, daß ihn ein unerwarteter Tod treffen sollte, die Bestimmung ertheilt, das nächste Conclave auf der Insel Malta abzuhalten. — Unsere Regierung wird durch das Ausbleiben des Papstes in nicht geringe Verlegenheit gesetzt; die Kandidatur des Generals Cavaignac dürfte um so mehr darunter leiden, als nebst dem Marschall Bugeaud nun auch der gewesene Kriegsgefährte Cavaignacs, der Oberbefehls-

haber der Pariser Nationalgarde, General Changarnier, sich zu Gunsten Ludwig Napoleons ausgesprochen hat. — Nach muthmaßlichen Erhebungen glaubt man, Ludwig Napoleon werde zwei Dritttheile der Gesamtzahl der Wahlmänner an sich vereinigen.

Das Städtchen Wymondham in der Grafschaft Norfolk war am 28. November der Schauplatz einer gräßlichen Mordgeschichte. Ein Hr. Jermey, Syndikus und Grafschaftsbeamter, wohnte mit seinem Sohn, dessen junger Gattin und mehreren Diensthofen auf einem Landhaus vor dem Ort. Am Abend des genannten Tags schlich sich ein Mann, in einen Mantel gehüllt und eine Maske vor dem Gesicht, in das Haus und erschoss nach einander den Vater und den Sohn. Die Frau des Letztern, welche auf den Lärm auf den Vorplatz eilte, erhielt einen Schuß, der ihr den Arm zerschmetterte. Ein auf ihr dreijähriges Kind gezielter Schuß fehlte, aber ein Dienstmädchen, das ihrer Herrin zur Hülfe springen wollte, wurde gefahrlich in den Schenkel verwundet. In der allgemeinen Verwirrung entkam der Mörder, welcher offenbar die Vernichtung der ganzen Familie bezweckt hatte. Indessen lastet der dringendste Verdacht auf einem wohlhabenden Pächter, Namens Kusb, welcher mit der Familie Jermey lange in Prozeß und Feindschaft lebte. Er ist festgenommen, und das verwundete Dienstmädchen behauptet seine Identität. Letzteres so wie die Frau Jermey, deren Arm amputirt werden mußte, schweben in Lebensgefahr.

Der alte Nebener Ali äußerte auf die Botschaft vom Tode seines Sohnes Ibrahim Pascha nichts als das Wort: „Schade“, und fing dann sogleich an, freilich ganz irre, wie gewöhnlich, von anderen Dingen zu sprechen, ohne sich weiter um seinen Sohn zu bekümmern.

### Der Armen- Arzt.

Noch vor wenigen Jahren sah man in der Straße Saint-Pierre in Chailot ein kleines, zwischen einem Hof und Garten gelegenes Haus, dessen Mauern, vom Alter geschwärzt, sich hinter dichtem Geißblatt und wilden Rebengewinden verbargen. Den Tag über störte kein Geräusch die Stille dieser anmuthigen Wohnung; aber Abends, wenn die spärlichen Käufläden dieses Viertels geschlossen waren, blieben die spät noch nach Hause Gehenden voll Erstaunen vor dem kleinen Hause stehen, aus dessen Innern die Töne einer bezaubernden Stimme, unter der harmonischen Begleitung einer Violine und eines Klaviers, sich hören ließen. Zuweilen traf es sich aber, daß dieses Konzert, das sich jeden Abend wiederholte, durch den schrillenden und hastigen Ton einer Glocke plötzlich unterbrochen wurde; gleich darauf öffnete sich dann jedesmal die äußere Pforte und nach einigen Augenblicken trat eine alte Dienerin in den Salon und sprach zu einem alten Manne, der unbeweglich mit dem Violinbogen in der Hand da stand:

Eine arme Wöchnerin laßt um Ihren Besuch bitten.

Der Greis legte sofort jedesmal seine Violine in ihr Kästchen und ergriff seinen Hut und seinen Stock mit elfenbeinernem Knopfe, küßte ein junges Mädchen, das vor dem Klavier saß, auf die Stirne und ging weg, um manchmal erst ten folgenden Morgen wieder nach Hause zurückzukehren. Alles dies war das Werk einer Minute und geschah ohne Spur von übler Laune oder Ungeduld, wie schlecht auch das Wetter, wie weit auch der Weg war, obgleich der gute Alte für seine Mühe auf keine große Be-

lohnung rechnen durfte. Da er von seinen Kranken nie etwas für seine Mühe verlangte, und sogar oft, wenn er sah, daß dieselben unglücklich seyen, sie noch dazu mit Medicin aus seinem Beutel versah, so hatte sich seine Klientenschaft rasch vermehrt und alle Arme und Elende des Viertels nahmen ihre Zuflucht zu ihm, während die reichen Familien ihn nach und nach aufgegeben hatten, weil in den Augen mancher Menschen die Kenntnisse eines Arztes nach dem Preise bemessen werden, den er sich für seine Besuche bezahlen läßt.

Doktor Rousseau, welchem die allgemeine Dankbarkeit den Namen des Armen- Arztes beigelegt hatte, war also selbst arm, aber er fühlte sich für dieses Unglück durch die innige Verehrung, deren Gegenstand er war, reichlich belohnt. Wenn er durch eine Straße der Stadt ging, mit seinem kleinen Hut mit breiter Krümpe, den er stets unter seinem linken Arm hielt, in seinem schwarzen Anzuge, seinen Schuhen mit silbernen Schnallen und seinem Stock mit dem Elfenbeinknopf, ermangelten die Bewohner des Viertels nie, die er größten Theils von Kindesbeinen an gekannt hatte, ihn zu grüßen und einige Worte mit ihm zu wechseln, voll Hochachtung einerseits und voll Vertraulichkeit andererseits. Trotz seiner fünfundsiebenzig Jahre war der Doktor Rousseau noch frisch und munter; sein schönes, edles Gesicht, das auf beiden Seiten lange Silberlocken beschatteten, zeigte stets Freundlichkeit und Wohlwollen; aber zu der Zeit, in welcher diese Geschichte anhebt, zeigten die Augen des guten alten Mannes noch größere Freundlichkeit, war sein Gang noch lebhafter, wie sonst. Mehrmals hatte man Gelegenheit zu sehen, wie er, seine Würde als Arzt vergessend, laut über ein Selbstgespräch aufachte, das er auf den Straßen mit sich hielt und mit seinem Stocke in der Luft herum jochte, wie wenn er die Dienste dieses langjährigen Freundes nicht mehr nöthig hatte. Die Ursache dieser Verjüngung war für Niemand ein Geheimniß. Seit einiger Zeit hatten nämlich die Nachbarn bemerkt, daß das kleine Haus in der Straße Saint-Pierre sich um einen weiteren Haß vermehrt hatte und die Klienten des alten Arztes redeten diesen stets mit den Worten an:

Nun, Herr Rousseau, Sie werden also Fräulein Margarethe verheirathen?

Nun, nun! meine Kinder, versetzte der gute Doktor, wer weiß, was geschieht. Nicht alle Mädchen finden Geschmack an Klosterleben.

Jedermann nahm Theil an der Freude des guten alten Mannes und sandten die besten Wünsche für das Glück der Fräulein Margarethe, des Engels von Chailot, wie man sie nannte, gen Himmel. Jeden Tag sah man sie nämlich selbst Arzneien, Leinwand, Fleischbrühe den armen Kranken bringen; oft brachte sie selbst ganze Nächte an deren Lager hin und suchte wenigstens da zu trösten, wo sie nicht helfen konnte. Der Anblick ihres sanften, mit blonden Haaren eingefassten Gesichts, der himmlische Ausdruck ihrer klaren, blauen Augen, der Ton ihrer Stimme, der die geheimsten Empfindungen ihres Herzens verricht, reichten hin, die heftigsten Schmerzen zu mildern, und es hieß allgemein, daß manche Wunderkuren nur durch den fast übernatürlichen Einfluß vollführt worden seyen, welchen ihre Anwesenheit auf den Kranken übte. Diese Wohlthätigkeit übte Margarethe mit einer Hingebung, welche ihren Grund nur in dem gebieterischen aller Gefühle haben konnte; ihre Aufopferung war für sie nicht nur ein Be-

dürftig des Herzens, sondern eine Pflicht; sie übte sie mit einem gewissen überlegten Eifer, mit einer Unerblichkeit des Bewußtseyns, woraus man hätte schließen mögen, daß sie jede Handlung der Wohlthatigkeit gleichsam als eine Entrichtung einer Schuld betrachtete.

Es war auch eine Schuld und zwar eine Schuld sehr heiliger Art. Margarethe war nämlich nicht die Tochter des alten Arztes.

Eines Tages, etwa in der Mitte des Jahres 1820, war der Doktor Rousseau zu einer armen Frau gerufen worden, die ein elendes Mansardenstübchen in einer der einsamsten Straßen der Stadt bewohnte. Diese Frau, von langem Leiden erschöpft, lag bereits im Todeskampfe, als er an Ort und Stelle kam. Sie starb in den Armen des Doktors, ohne daß sie im Stande gewesen wäre, noch ein Wort sprechen zu können, und sie hatte nichts weiter mehr vermocht, als durch eine trostlose Gebärde auf einen dunkeln Winkel ihrer Mansarde zu deuten, in welchem ein Mädchen von etwa zwei Jahren in einer Wiege saß und mit einem Kranz von Gänseblümchen spielte.

Nachdem der Doktor der armen Mutter die Augen geschlossen hatte, nahm er das Kind, welches, ohne seine Blümchen loszulassen, lächelnd die Arme um seinen Hals schlang. Entzückt über das liebliche Wesen, beschloß er, es an Kindesstatt anzunehmen; er befragte die Nachbarn um nähere Nachrichten über die Verstorbene aus, aber Niemand vermochte ihm Aufklärung zu geben, denn sie bewohnte das Haus erst seit einigen Monaten und war nur unter dem Namen Joonne bekannt.

Doktor Rousseau suchte nun in einem alten Schranke, dem einzigen Schatze in der Mansarde, nach, in der Hoffnung, etwas Naderes durch die Papiere, die sich vorfinden durften, über die Heimath und die Familie der Verstorbenen zu erfahren; er fand aber nichts, als das Bruchstück eines Briefes ohne Adresse, das nichts als folgende wenige Linien enthielt:

Nie werde ich dir die unvernünftige Heirath verzeihen, die Du gegen den Willen Deiner ganzen Familie eingegangen hast. — Wenn Du unglücklich bist, wie Du sagst, so schreibe es nur Deinem Ungehorsam zu und belastige mich nicht mehr mit Deinen Briefen, denn ich habe mich sonst genöthigt, Dir dieselben unbeantwortet zurückzuschicken.  
Dein Bruder.

(Fortsetzung folgt.)

### Eine Offizier-Prüfung in Rußland.

Ein junger Mann in Petersburg hatte sich zur Prüfung als Artillerie-Lieutenant sorgfältig vorbereitet. Unerfahren mit den herrschenden Gebräuchen, meinte er, wenn er sich nur die nöthigen Kenntnisse erworben habe, so werde seinem Avancement nichts im Wege. Doch erfahrene Leute belehrten ihn eines Andern, indem sie ihm sagten, er müsse sich, um die Prüfung bestehen zu können, einige Privatstunden bei dem examinirenden General erbitten. Der junge Soldat befolgte den Rath. Der General lud ihn zum Frühstück, setzte ihm eine Flasche Champagner vor, und steckte rubig die Tausend-Rubel-Note (etwa 315 Thaler) ein, die der Jüngling mit zitternder Hand, sauber in Papier eingewickelt, auf den Tisch gelegt. Das, sagte der General, als sie die Flasche geleert hatten, ist für eine Lektion genug. Und wie viele Stunden denken Sie, werden mir noch nöthig seyn? fragte der Schüler.

Etwa noch drei, versetzte der General, und Sie wer-

den mit Auszeichnung bestehen. Und meinen Sie nicht, daß auch eine Stunde hinreichen würde? Das hängt von Ihnen selbst ab, entgegnete der Examinator. Der junge Mann verstand die Antwort zu deuten, und schickte noch dreitausend Rubel in einem Baatbillet. Bald darauf bestand er im Examen glänzend, und erhielt sogleich eine Offiziersstelle. — Hieraus kann man wohl am besten den Geist der russischen Offiziere erkennen. Natürlich Weise fallen meist die geschicktesten und gebildetsten Männer, wenn sie kein Geld zur Bestechung haben, im Offizier-Examen durch, während die größten Dummköpfe von Vermögen avanciren. Das Uebel hat sich in Rußland dermaßen eingenistet, daß sogar der sonst allmächtige Kaiser es nicht beseitigen kann.

### Ein Blümlein auf Roberts Grab.

Robe t, du schläfst, bedeckt mit Eichenzweigen!  
Wie kühl ist deine Gruft nach heißem Lebenstag!  
Dein Geist wird bald dem Grabe ernst entfliegen,  
Im Frühlingsheine kräftig zum Tyrannenschlag.  
Indessen wir harren mit ängstlichem Bangen,  
Mit Liebe und Sehnsucht und heißem Verlangen,  
Mit Muth, mit Vertrauen, bis vereinte Kraft  
Ein neues, ein freieres Deutschland erschafft.

Robert, du schläfst, im Leben und im Sterben,  
War dir es heilige Pflicht, ein deutscher Mann zu seyn!  
Wohl nicht zu früh darfst du den Kranz ererben,  
Mit dem die Märtrer gehn zu ihren Vätern ein.  
Sie folgen dir nach, bei den jezigen Schwächen,  
Die grausam vergossenes Blut wollen rächen;  
Sie folgen, ob auch die Kroaten noch ziehn,  
Nothmangel und Windischgrätz Tigern gleich ziehn.

Robert du schläfst, nachdem du aufgestreuet  
Den edlen Freiheitsamen reich durch Wort und That!  
Der rauhe Boden Deutschlands ist erneuet,  
Und aus ihm sproßet bald die volle grüne Saat.  
Erstörben in der Knechtschaft eifrigem Grunde,  
Erwacht vom Gebrülle der eisernen Schlunde,  
Gedüngt von dem Blute durch Märtyrer Tod,  
Erleuchtet sie, voll Glanz zu neuem Morgenroth.

Wenn Ihr, für Freiheit blutigroth entschlossen,  
Ihr Geister All aus euren Heldengräbern steigt;  
Wenn dann die Wunden uns entgegen fließen,  
Wenn Ihr die Todesmale euren Brüdern zeigt:  
Dann werden sie Gurer, und dein Blum. gedenken,  
Mit blutigen Bergkristallinidat werdet ihr winken,  
Und die Flamme, die Jedem im Herzen glüht,  
Di: Funken der Freiheit durch Deutschland entsprüht.

Ja, wenn das Racheblut durch Deutschland flöhet,  
Wenn es dem schweren Druck wird unterlegen sehn;  
Dann wird Heroentod wohl ausgesöhnet,  
Dann Robert Blum gedenket jeder Deutsche dein!  
Wo der Menschheit Rechte, vom Schöpfer gegeben  
Begründen ein brüderlich heiliges Leben;  
Ja, wo sinket der Teufeln Auge in Nacht,  
Da Deutsche, da Brüder die Freiheit erwacht.

Wenn dann der Tag der Freiheit hell erglänzet,  
Und wenn die Sonne steigt, die Frieden uns verheißt:  
Wenn, statt des Kleinmuths, Gruß die Stirn umkränzet,  
Wenn Treue, nicht Ränionen, unser Land umkreist;  
Wenn dann das Harte mit dem Weichen vereinet,  
In einem vollkommenen Klange erschneinet:  
Dann Robert ist uns aus den Särzen erblüht,  
Was jetzt noch so Manchen zum Grabe hinzieht!  
Drum summet, ihr Gehanten, mir entsiegen,  
Wie ein gewaltig Heldeulied auf Roberts Grab!  
Ihr Blumen dort, laßt eure Blüthen steigen  
In jedes Männerherz, ja auf das Kind herab!  
Dieses deiner Asche, durch Augen geröthet  
Und den Tyrannen, die die Blume getödtet!  
Dieses Alles deinem unsterblichen Ruhm,  
Deutscher im Leben und Sterben: Robert-Blum.

Gr a j e.